

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 11.

Freitag, 13. Januar

1928.

(10. Fortsetzung.)

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

Am folgenden Tage gab er Konni Befehl, nach Adelsreut zu fahren. Braun hatte geschrieben: „Du kannst ihm meine Antwort persönlich übermitteln.“

„Warum muß das sein, kannst du denn die nicht schriftlich schicken?“

„Das könnt' ich schon, aber ich halte es für richtiger, du fährst zurück.“

„Aber es muß doch nicht heute sein?“

Treu neigte den Kopf.

„Ja, heute, mein Junge, und zwar kann Schulze dich mit dem Auto zurückfahren.“

„Das reizt mich auch nicht.“

Treu lachte gezwungen.

„Aber, das glaub' ich dir gern.“

Treu wußte, daß Konni das Fortgehen von hier jetzt unerwünscht kam. Die Morgenritte in Hedes Gesellschaft waren ihm gewiß sehr lieb. Wenn sich zwischen ihm und Hede nicht überhaupt etwas angesponnen hatte. Gestern Nacht, nachdem er sich von Hede verabschiedet hatte, war er sofort in sein Zimmer gegangen. Er hatte die Fenster verschlossen gefunden. Sie öffnend, hatte er einen Blick übers Tal geworfen und Hede und Konni vor dem Hause auf- und abgehen sehen. Diese Entdeckung hatte ihm eine unruhige Nacht gebracht. Auch das gab ihm zu denken, daß Hede und Konni heute ihren Morgenritt nicht gemacht hatten. Hede hatte ihm heute beim Frühstück erzählt, daß sie Konni kurz vor ihrem Wohnhause getroffen habe. Das war alles, was er wußte. Er wollte auch nicht mehr wissen. Wenn der Junge erst aus dem Wege war, wollte er sehen, zum Ziele zu kommen, und er würde es. Er reckte seine schlaffe, sehnige Gestalt unwillkürlich höher auf. Seine Augen gingen lächelnd über Konni hinweg. Was war dieser Jüngling gegen ihn!

„Wie alt bist du eigentlich, mein Junge?“ fragte er plötzlich.

Konni sah ihn erstaunt an.

„Na, das weißt du doch wohl, einundzwanzig werde ich im November.“

„Donnerwetter, respectables Alter!“

„Onkel, du willst mich wohl aufziehen?“

In seinen dunklen Augen glommen Lichterchen.

„Aber, ich denke nicht dran“, wehrte sich Treu.

„Hast du mir nicht etwas Besonderes für Braun aufzutragen?“ fragte Konni, seinen Verdruß niederkämpfend. Sie gingen zusammen ins Hotel. Als sie die Treppe zu Treus Wohnung hinaufstiegen, begegnete ihnen der alte Lie. Sie begrüßten sich und Konni fragte, ob er später Frau Lie und Hede sprechen könne, er wolle sich von ihnen verabschieden. Lie faltete die kurzen Hände über dem Bauch zusammen und sah bedauernd auf Konni herab.

„Sie wollen schon wieder fort? Das ist aber schade! Was wird Hede dazu sagen? Sie hat es ja so genossen, daß Sie hier waren.“

„Ja, ich bedauere es auch, auf eine Woche hatte ich mich noch geipelt, na, da hilft nichts, Pflicht ist Pflicht.“

Lie machte eine Kopfbewegung zu Baron Treu hin: „n strenger Chef, was?“

„Es geht, Herr Lie.“ Lie lachte verschmüht. Konni reichte ihm die Hand.

„Also, wann darf ich zu den Damen kommen?“

Lie zog die Schultern.

„Ja, Herr v. Hollsdorf, eben sind sie beide ausgefahren, vor ein Uhr mittags werden sie nicht zurück sein.“

„Herrgott, wie schade! So lange kann ich ja nicht warten.“

Er sah Treu an.

„Geht es denn nicht, daß ich erst morgen fahre?“

„Nein, ich habe Schulze auch schon Befehl gegeben, daß er das Auto bereithält.“

So, na, da war nun nichts zu machen. Er verabschiedete sich von Lie und trug ihm Grüße für die Damen auf. Um Treu zu ärgern, fragte er: „Erlauben Sie, daß ich Hede ab und zu schreibe?“

„Ja, warum nicht, Herr v. Hollsdorf. Sie wird sich sehr freuen.“

Konni dankte und sie reichten sich noch einmal die Hände. Treu ging mit kurzem Gruß. In seinem Zimmer gab er Konni Aufträge für Braun. Konni mußte sich Notizen machen. Zum Schluß sagte er: „Ich habe eine Croskill-Cambridgewalze gekauft, die wird heute oder morgen eintreffen, daß die genau besichtigt wird. Wenn die nicht zu erwarten wäre, brauchtest du ja nicht so Hals über Kopf abzureisen.“

Das begriff Konni. Nun war er wieder ganz ausgehöhlt.

„Und wann darf man dich zurückerwarten, Onkel?“

„Das kann ich nicht sagen, ich habe noch viel vor.“

„In Wernigerode bleibst du also nicht?“

„Lange jedenfalls nicht.“

Er nahm sein Zigarettenetui aus der Brusttasche und reichte es Konni, dann rauchte er sich selbst eine Zigarette an.

„So, mein Junge“, sagte er, das Streichholz in den Aschenbecher legend, „nun wollen wir gehen. Schulze wartet schon mit dem Wagen auf dich.“

„Ich habe mich ja noch nicht einmal von meinen Eltern verabschiedet.“

„Das kannst du noch sehr gut, ich gebe Schulze Befehl, daß er vor eurem Hause halten soll.“

Die Baronin war entsetzt, als sie von der plötzlichen Abreise hörte.

„Unglaublich finde ich das“, sagte sie, mit einem Kopfschütteln den Bruder ansehend.

„Ich schicke dein Jungchen ja bloß nach Adelsreut, nicht nach Afrika“, höhnte Treu.

Der Oberst begriff nicht, wie seine Frau sich darüber entrüstet konnte. Wenn Konni nötig war in Adelsreut, dann mußte er doch hin. Er hatte ja nun auch zehn schöne Tage hier verlebt. Ende September kam er wieder, um bis zum Beginn des Semesters zu bleiben. Was wollte man mehr?

Konni war gerade eine Woche in Adelsreut, als er von seiner Mutter einen Brief erhielt, worin sie ihm

mitteilte, daß Onkel Benno sich mit Hede die verlobt hätte und in vier Wochen zu heiraten gedanke.

Konni war außer sich. Er las immer und immer wieder. Wie konnte Hede das tun? Sie liebte Treu nicht, das wußte er. Was bewog sie dazu, ihn zu heiraten? Stundenlang ließ er draußen umher, um die Unruhe, die in ihm war, loszuwerden. Aber als er am Abend mit todmüden Gliedern im Bett lag, fand er keinen Schlaf. Er begriff nicht, was ihn so quälte. Daß er durch die Heirat des Onkels Adelsreut verlor, machte ihm gar nichts aus. Wie sollte es auch? Schließlich kann man nicht um den Verlust einer Sache trauern, die man noch nicht besessen hat. Nein, das war es ganz gewiß nicht. Er sah immerfort Hedes Gesicht vor sich, aber der hochmütige Zug, der ihm eigen war, war nicht mehr darin; blaß und traurig sah es ihn an. So griff es ihm ans Herz, daß ihm die Augen heiß und feucht wurden. Und eine quälende Sehnsucht nach ihr erfaßte ihn.

Am folgenden Tage lief er ebenso ruhelos herum wie an dem ersten. Er nahm sich vor, der Mutter den Brief zu beantworten und Onkel Benno und Hede zu gratulieren, aber als es Abend war, hatte er nichts davon getan. Eva Braun kam zu ihm und fragte, was er den ganzen Tag über getrieben habe?

„Herumgelaufen bin ich.“ Aber als er erzählen sollte, wo, da konnte er es nicht. Er ging mit Eva zum Abendessen; aber kaum, daß er gegessen hatte, sagte er Brauns und Eva Gute Nacht, um in sein Zimmer zu gehen.

Brauns fanden, daß er sich in den wenigen Tagen seiner Abwesenheit von Adelsreut sehr verändert habe. Er schien still und in sich gekehrt, und seit zwei Tagen sah er die Arbeit nicht mehr an, sondern lief planlos in der Umgegend von Adelsreut umher.

Eva dachte: „Das hängt gewiß mit dem Wiedersehen mit Agnes Thde zusammen.“

Als sie am andern Morgen in der Postmappe einen Brief an Konni fand, der auf der Rückseite den Namen Agnes Thde, Wienrode, als Absenderin hatte, wurde sie in ihrem Verdacht bestärkt, und sie nahm sich vor, Konni nicht durch Fragen lästig zu fallen, ihm überhaupt so viel als möglich aus dem Wege zu gehen. Sie war aber noch am Kaffeetisch, als er erschien. Er riß den Brief auf und las.

Agnes triumphierte: „Ob er nun ihrem Scharfbild traue? Sie sähe auch die weitere Entwicklung klar voraus. Auf Onkel Bennos Versprechen, daß Konni nach Vollendung seines Studiums ein bis zwei Jahre auf dem Gute bleiben sollte, sei nichts mehr zu geben. Er solle nur ja seine ganze Energie zusammennehmen, um etwas Tüchtiges zu werden. Sie würde bestrebt sein, sich Hedes Freundschaft zu erhalten, die für Konni und ihre Zukunft nützlich sein konnte. Denn es wäre nicht ausgeschlossen, daß man Hede dazu kriegte, daß sie einmal Konni das Geld für eine Gutspachtung vorstreckte. Sicher wäre es, daß Hede sehr viel für ihn übrig habe.“ Bis dahin las er, dann riß er den Brief in kleine Stücke und häufte sie auf seine Untertasse.

„Mein Onkel heiratet“, sagte er zu Eva, die ihn erstaunt ansah.

„Wann?“

„In drei bis vier Wochen.“

„Weiß mein Vater schon davon?“ Konni schüttelte den Kopf. Dann tippte er auf einen Brief, der an Braun gerichtet war und unter anderen Postfachen auf dem Tische lag. „Der wird wohl die Mitteilung enthalten, er ist von meinem Onkel.“

Evas Augen richteten sich auf den Brief und danach wieder auf Konni. „Wird Ihr Herr Onkel in Wienrode Hochzeit halten?“

Konni mußte über ihre gepreizten Worte lächeln, dann sagte er aber ganz ernst: „Ja, seine Braut lebt in Wienrode.“ Das Wort Braut klang ihm ungeheuerlich. Er stand auf.

„Wollen Sie schon gehen?“ fragte Eva, zu ihm aufsehend. Sie hätte doch zu gern gewußt, wen der Baron heiratete, aber sie wagte nicht, danach zu fragen, der Konni sah wieder so erregt aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ferieniedlungen in der Arabischen Wüste.

(Die ältesten Klöster der Welt.)

Von M. L. Englich.

Abseits vom Verkehr, in den Felseneinschnitten südlich von Kairo, liegen St. Antonius und St. Paulus, die ältesten noch bewohnten Klöster der Welt. Nur wenige europäische Reisende haben bis jetzt die aus dem 3. und 4. Jahrhundert stammenden Wüstenklöster besucht, die die ersten ihrer Art waren und Anstoß zu allem späteren klösterlichen Leben wurden.

St. Antonius liegt in halber Höhe eines Berges. Die vielen umfangreichen Baulichkeiten sind von einer 1200 Meter langen und 10 bis 12 Meter hohen Umfriedungsmauer eingefast. Über dem Ganzen steigt der Berg noch 400 Meter in Terrassen auf, um dann in einer Steilwand schroff zum Tal abzufallen. Man wird vergeblich ein Eingaklor suchen; in regelmäßiger Eintönigkeit umgibt die Ringmauer die Gebäude des Klosters. Nur ein kleiner Erker unterbricht die einförmige Fläche. In dieser Nische befindet sich eine Nische, die unter Umständen Einlaß gewährt. Unter mächtigem Gepolter springt dann eine Falltür auf und in einem an Seilen hängenden Fahrkorb kommt ein schwarzbeturbanter Mönch zum Vorschein, der den Fremden in den Korb einsteigen heißt, und darauf mit ihm zur Mauerzinnenemporgelassen wird. Nur einmal im Jahr, wenn der Patriarch von Alexandrien das Kloster mit seinem Besuch ehrt, wird ein sonst vermauertes Tor geöffnet, das sofort nach der Abreise des hohen geistlichen Herrn wieder geschlossen wird.

Sieht man von der Ringmauer in das Klosterinnere, so bietet sich dem Auge ein groteskes Gewirr von Säulern und Mauern, aus dessen schmutzigem Gelb die weißglänzenden Kapellen hell hervorschimmern. Steht man auf der Mauerzinnene, so ist man aber noch lange nicht im Kloster angelangt. Über das platte Dach der sich an der Innenseite der Mauer lehrenden Kornspeicher hinweg geht der Weg zu den Wohnungen und Andachtsstätten des Klosters.

Die Mönche wohnen nicht in unter einem Dach vereinigten Zellen, sondern jeder hat seine abgesonderte Behausung. Jede enthält in verschiedenen Stockwerken mehrere Kammern in Miniaturformat. Diese Häuschen, von außen mit einer eigenen Treppe versehen, bilden das bizarrste und unregelmäßigste architektonische Durcheinander, das man sich denken kann. In der Mitte der Klosterfeste ragt ein Turm, der „Guäsr“ empor, wie er in allen Klöstern des Orients zu finden ist. Es ist ein vierediger Bau auf starkem Quaderfundament, der eine Kapelle, Vorratsräume, Brunnen usw. in verschiedenen Etagen birgt, in früheren Zeiten ein Zufluchtsort im Belagerungsfall.

Den ältesten und interessantesten Teil des Klosters bildet die Kapelle, in der der heilige Antonius einst selbst den Gottesdienst abgehalten haben soll. Sie ist in drei je von halbkugelförmigen Kuppeldächern überspannte einzelne Abteilungen geschieden und mit byzantinischen Wandmalereien geschmückt, von denen sich leider nur die Umrisse erhalten haben. In dieser Kapelle wie in der Hauptkirche des Klosters wird eine außerordentliche Menge von Evangelien aufbewahrt, die meist in koptischer Sprache und Schrift verfaßt sind und die eifrig von den Brüdern abgeschrieben werden.

Vierzig meist hochbetagte Mönche bewohnen St. Antonius. Siebenmal im Tage versammeln sie sich in der Kirche zum Gebet. Ein gemeinsames Mittagssmahl findet nicht statt. Jeder geht in die Küche und holt sich dort sein Essen selbst. Linsen, Bohnen oder Reis, Brot mit Zwiebeln oder Oliven bilden den Hauptbestandteil ihrer täglichen Nahrung. An hohen Festtagen und zur Osterzeit speisen die Mönche im Refektorium, einem kahlen, nackten Gewölbe, das einen aus Felsstücken roh aufgemauerten Tisch und ebensolche Bänke enthält. Klösterliche Tracht legen die Mönche nur an, wenn sie ihren Kirchendienst versehen. Sonst unterscheiden sie sich äußerlich wenig vom ägyptischen Landmann. Hinsichtlich der Reinlichkeit nehmen sie sich den Begründer des Klosters gewissenhaft zum Muster, der „sich niemals wusch, über sein Haar nie eine Schere kommen ließ und nie seine Kleidung wechselte“. Im übrigen sind die koptischen Mönche freundliche, hilfsbereite und gastliche Menschen, die willig dem Fremden selbst ihr Allerheiligstes zeigen.

Das Schöne jedoch, was die Mauern St. Antonius bergen, sind seine Gartenanlagen und sein Palmenhain, die in stärkstem Kontrast zur glühenden, von den Felsen umstarrten Wüste draußen stehen. Johannisbrodbäume, Granaten, Orangen, Mandeln und Rosen gedeihen in dem von lebendigem Wasser erquickten Klostergarten, von dem der Fremde sich nur schwer trennt.

Einen so lieblichen Platz hat das andere Wüstenkloster

St. Paulus, das weiter südöstlich in einem hülsenförmigen Kesseltal versteckt liegt, nicht aufzuweisen. Schon die Umgebung ist noch öder. Weit und breit lagern graue Schuttfelder, einförmiges Steingewirr, drohende Felsenhänge — die Einsamkeit in der grauigsten Form. In baulicher Anordnung und Einrichtung ähnelt das Kloster dem von St. Antonius vollkommen, nur ist es viel kleiner und sieht düsterer und unwohnlicher aus. Dreiundzwanzig Mönche beherbergt St. Paulus, die ihren Brüdern von St. Antonius an Alter nichts nachzugeben scheinen.

Beide Klöster besitzen ihre gleichnamigen Zillien im fruchtbaren Nistal nördlich von dem bedeutenden Hafenplatz Beni Suef. Von hier beziehen sie zweimal im Jahr ihren Bedarf an bestimmten Nahrungsmitteln. Hier leben auch die mit dem Bischofstitel geschmückten Äbte der Wästenkonvente.

Die Klöster des Abendlandes haben unleugbar eine große zivilisatorische Mission erfüllt — den ägyptischen Klöstern läßt sich derauf keinen Nachrücken. Als Reliquien der ersten drangvollen Zeiten des Christentums aber werden St. Antonius und St. Paulus, die Wästenklöster, stets ihren bestimmten Wert behalten.

Kitty.

Von P. v. Kehl. n.

Frau Margarete saß einsam im Zimmer. Die Lampe brannte, und in ihrem Schein schauten die alten Familienbilder ernsthaft von den Wänden herab auf die stille Frau. Eine fürsorgliche Hand hatte einen grünen Schirm über die Kuppel der Lampe gezogen, aber Frau Margaretes Hand war es nicht gewesen. Frau Margarete saß starr und ruhig schon seit Stunden in ihren schwarzen Trauerkleidern am Tische und hielt das weiße Taschentuch in der Hand, obgleich sie es gar nicht gebrauchte, denn sie hatte noch nicht geweint, seit ihr Töchterchen gestorben war.

Draußen weinte der Wind, und im Zimmer war es ziemlich kalt geworden. Frau Margarete fühlte das nicht; sie war wie zu Stein erstarrt.

Ihr Hännchen war tot, ihr einziges Kind! Gestern hatten sie es ihr fortgenommen, um es zu begraben, und jetzt war ja alles ganz gleichgültig.

Und sie fuhr fort, vor sich hinzustarren, auf die grün gemusterte Tischdecke und auf die Puppe von Wachs mit dem Hängertleiden und den blonden, krausen Locken, die sie auf den Tisch gelegt hatte. Die Puppe war ihr letztes Geschenk für ihr Töchterchen gewesen; sie hatte sie gekauft, weil sie ein wenig Ähnlichkeit mit Klein-Hännchen hatte, und das Kind hatte sich so über sie geirrt und so herzlich gelacht.

Es war schnell gekommen, so fürchterlich schnell! Ein paar Tage vorher war die Kleine noch ganz fröhlich gewesen und so gesund, mit ihren roten Backen und den dicken Armchen, in denen die rosigten Grübchen saßen. Und jetzt war sie plötzlich tot, lachte nicht mehr und lag weiß und still dort draußen in der Erde.

Wie merkwürdig das doch eigentlich war! Und mitten in ihrem Schmerze fühlte Frau Margarete eine große, starre Bewunderung über das Merkwürdige des Todes.

Sie war ganz allein im Hause. Ihr Mann hatte ins Geschäft gehen müssen — drei Tage war er fern geblieben und länger durfte er nicht fehlen. Aber bevor er fortging, hatte er sie besorgt angesehen und sie gebeten: „Gehe ein wenig ins Freie, besuche jemand, gehe spazieren, bis ich wiederkomme, aber bleibe nur nicht allein zu Hause sitzen.“ Sie hatte nichts darauf geantwortet, aber als er gegangen war, ging sie in die Küche und schickte auch das Mädchen fort. Ganz allein wollte sie sein, es war ihr gerade recht, so still dastehen zu können, nur mit dem Gedanken, daß ihr Hännchen tot war.

Es knisterte leise an der Wand und dann piepte es ganz laut dicht neben ihr. Eine kleine, graue Maus kam aus ihrem Loch hervor, sicher gemacht durch die Stille im Zimmer. Vorsichtig drehte sie das Köpfchen nach allen Seiten, und als sie die schwarze Gestalt so nah sah, huschte sie erschreckt wieder zurück.

Wieder war es eine Weile ganz still, nur die Uhr schlug dazwischen einmal. Dann bewegte sich die Tür zum Nebenzimmer, die nur angelehnt war. Sie knarrte ganz leise, und etwas kam auf leichten, weichen Füßen herein.

Es war Kitty, die Hündin. Frau Margarete hatte das hübsche Tierchen einmal von ihrem Manne geschenkt bekommen und liebte es sehr, aber in den letzten Tagen hatte sie es ganz vergessen.

Kitty blieb auf dem Teppich stehen und scharrte leise darauf herum. Sie schnupperte in der Luft umher und sah ihre Herrin an, und als diese sie nicht beachtete, ging sie

tapp, tapp auf ihren weichen Pfötchen wieder ganz leise bis zu der dunklen Oefenecke, wo ihr Lager stand.

Frau Margarete bemerkte es nicht. Sie sah da, gleichsam eingehüllt in ihrem Schmerze, wie in einem schwarzen Schleier, der die Dinge der Außenwelt vor ihr verbarg.

Die Hündin drehte sich unruhig in der Ecke hin und her, und dann winzelte sie plötzlich so qualvoll so schmerzhaft, daß Frau Margarete dennoch aufsprang und hinzuckte.

„Wer ist da?“ fragte sie unwillkürlich. Sie konnte nicht recht hinsehen bis zum Ofen, denn das Zimmer war groß und in den Ecken lagen schwarze Schatten.

Tapp, tapp, kam es vom Ofen her auf sie zu, und sie fühlte an ihrer herabhängenden Hand die Berührung von etwas Feuchtem, Warmem.

„Kitty“, sagte sie und streichelte halb mechanisch das Tier. Aber Kitty wollte sich nicht beruhigen lassen. Sie schmiegte sich an die Herrin und klagte tort in wimmernden Tönen, die sich fast anhörten wie das Weinen eines kleinen Kindes. Und Frau Margarete entsann sich daß vor einigen Tagen, als Klein-Hännchen noch lebte, die Hündin Kitty Junge gehabt hatte. Man hatte sie gleich getötet, denn was sollte man mit ihnen? Und dann war die ganze Sache vergessen worden.

Aber Kitty hatte noch nicht vergessen. Wimmernd und schnuppernd ging sie von Zimmer zu Zimmer und suchte ihre toten Jungen.

Frau Margarete beugte sich zu der Hündin nieder. Kitty saß dicht vor ihr und hatte den Kopf erhoben, und in dem matten, gedämpften Licht der Lampe schauten sich beide gerade in die Augen — die Frau und das Tier.

Und in beider Augen lag etwas, das an den Blick eines zu Tode getroffenen Wildes erinnerte; in beider Augen zitterte und bebte der Schmerz wie ein flackerndes Flämmchen. In Frau Margarete wallte es warm empor. Sie fühlte sich plötzlich einsam, sie wollte nicht mehr allein sein, sie fühlte das Bedürfnis des Anschließens an ein anderes Wesen, und sie hob das Tier auf ihren Schoß. Es schmiegte sich an sie, und etwas Mildes, Ruhiges überkam sie bei der Berührung. Ihr starrer Schmerz brach aus in Tränen. Sie drückte ihren Kopf gegen das weiße Fell des Hundes und schluchzte: „O, Kitty, jetzt weiß ich es — wie sind wir Menschen schlecht gegen dich gewesen!“

Und so saßen sie beide beieinander, die Frau und das Tier. Gleichartige Wesen in der Gleichartigkeit ihres Schmerzes.

Variété-Aphorismen.

Von Otto Reutter.

Jeder einsichtsvolle Direktor gewährt der besten Nummer im Programm den breitesten Spielraum. Darum sind in manchem Variété die Pausen so ungebührlich lang.

Die Wege zur Unsterblichkeit sind verschieden. Goethe schrieb zehn Jahre an seinem „Faust“, und ein Jongleur braucht die gleiche Spanne Zeit, um acht Kugeln in einer Hand zu fangen.

Mancher Artist, der im Programm die erste Nummer hat, mühte eigentlich früher drankommen.

Die Humoristen sind die besten, die ihren komischen Beruf am ernstesten auffassen.

Mancher Löwe, der seinen Dressur hat, hat ihn dennoch zum Fressen gern.

Ein gutes Couplet ist nicht immer wirkungsvoll, und ein wirkungsvolles Couplet ist nicht immer gut.

Ich hatte früher einmal den Größenwahn, bis ich an ein Variété kam, in welchem ein dressierter Affe besser gefiel als ich.

Nicht alle Artisten mit englischem Namen sind aus Deutschland.

„Mit dem Variété werde ich immer noch fertig“, sagte ein ausgehungener Ovensänger — und richtig: nach dem ersten Auftreten war er mit dem Variété fertig.

Nach macht beim Vortragen das Klappen eines Bierglases nervöser als das Klatschen von 3000 Händen.

Wenn ich nur wüßte, was der Direktor von unserer Nummer denkt“, sagte der Gedankenleser zu seinem Partner.



* „Meisters Vermächtnis“, ein Roman vom heimlichen König. Von Friedrich Lienhard. (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.) Lienhards neuer Roman ist ein Stück dichterisch gestalteter Zeitgeschichte. Zeitliches Geschehen wird abgehandelt, trotzdem dämmern nur ganz von fern Unrast und Wirris in die ruhige Klarheit. Gewissermaßen an der Peripherie eines magischen Kreises von bestimmtem Schauen, seelentiefem Erkennen bleiben alle Kämpfe und Nöte des Tages. Die äußere Anknüpfung an klassische Vorbilder wird Symbol; Wesensausdruck eines Poeten, der in vergangener glanzvoller Epoche die besten Wurzeln seiner Kraft fühlt, den rauhen Alltag schmerzt und der über diesem Alltag sich hinausheben will auf heller Spur eines geläuterten Menschentums. Die Erbschaft der Klassik findet in Lienhards Werk Neubelebung; der deutsche Idealismus treibt noch eine verpödete Blüte. Zeitentsprechend und doch zugleich sonderbar unzeitgemäß, so offenbart sich dieser Roman vom heimlichen König: Klage und zugleich starke Zukunftshoffnung. Der starke, positive Gedankengehalt verdient Sympathie, er sollte das Buch gerade für unsere Jugend wertvoll machen. Rein künstlerisch bleibt freilich das Bedenken, daß moralisierende Tendenz, idealistische Lebensphilosophie den freien Fluß der Erzählung bisweilen hemmt und die etwas episch-breitströmende Schilderung mit dem pulsenden Rhythmus unserer Tage nicht recht zusammenhängen mag. In dem Eindruck einer bedeutenden menschlichen und dichterischen Individualität aber kann diese Feststellung nichts ändern.

* Der „Große Feldberg“ im Taunus in Geschichte, Sagen und Gedichten, von Karl Sahn, Eschborn a. T. Der als Verfasser von Heimatschriften bekannte Lehrer und Schriftsteller Karl Sahn hat der Bedeutung des „Großen Feldberges“, der größten Erhebung des Taunus, in Sage und Geschichte nachgespürt und das Ergebnis seiner Forschungen in einer kleinen im Selbstverlag erschienenen Schrift niedergelegt. Wir erfahren, daß das romantische Plateau schon lange, ehe es ein beliebtes Ausflugsziel für Wanderer und Naturfreunde wurde, unsere Vorfahren beschäftigte. Der Brunhildisfelsen oder das Brunhildisbett wird beispielsweise urkundlich bereits in den Jahren 812 und 1043 erwähnt. Der Göttersitz Odins soll sich der Sage nach auf dem Feldberg befunden haben. Das imposante Plateau hat denn auch der Volksdichtung vielfach Anregung geboten. Die Feldbergbesteigungen, das Feldbergfest und der Winterport aber machen alljährlich Hunderttausende immer wieder aufs Neue mit den Naturschönheiten des Feldberges und seiner malerischen Umgebung bekannt.

* Karl Meßler: „Hessischer Sagenkranz“, Sagen aus Kurhessen. Mit Erklärung der Sagen. 4. Auflage. (Verlag Karl Vietor, Kassel.) Nach einer Pause von 14 Jahren erschien wieder eine neue, wesentlich vermehrte Auflage des „Hessischen Sagenkranzes“. Die vorliegende Auflage bringt verschiedene neue Arbeiten. Dazu gehören vor allem die Abhandlungen über die „Entstehung und Bedeutung der Sagen“, die „blinden Hessen“, über „Schwarzenborn und die Schwarzenbörner Streiche“ und die „Frau Helle“, deren Charakterbild eine wesentliche Erweiterung erfahren hat. Auch die Zahl der Abbildungen ist erhöht worden.

* Marie Steiger-Lenggenhager: „Eltern und Kinder“, Bilder aus dem Alltagsleben der Kinderstube. (Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel.) Man merkt es der Verfasserin an, daß sie eine Frau ist, die mitten im praktischen und öffentlichen Leben steht und gewohnt ist, zu hoch und zu niedrig zu sprechen. Sie leidet ihre Lehren in 38 spannend geschriebene kleine Geschichten. Dabei versteht sie es, ohne zu verletzen, an allerlei wunde Punkte zu rühren, die Erzieher sonst nicht gerne eingestehen. Aber auch das scheinbar Selbstverständliche, das sie erzählt, ist in der Praxis oft durchaus nicht selbstverständlich. Alles ist so schlicht und warm gesagt, daß es auch der einfachste Mensch verstehen und beherzigen muß.

* „Briefe aus dem Reichstag“ von Gustav Schneider, M. d. R. (Siebenstabe-Verlags- u. Druderei-Gesellschaft, Berlin-Zehlendorf.) Gustav Schneider, der bekannte demokratische Reichstagsabgeordnete und Angestellter, gibt hier einen interessanten Einblick in die Arbeitsweise des Reichstags und die Ergebnisse dieser Arbeit auf sozialpolitischem Gebiete. Die Briefe, die den Zeitraum der letzten drei Jahre umfassen, stellen in ihrer Materialfülle eine Fundgrube für den Wirtschafts- und Sozialpolitiker dar.

* „Die Wirtschaftskurve mit Inderszahlen der Frankfurter Zeitung“. Unter Mitwirkung von Ernst Rahn. 6. Jahrgang, Heft 3. (Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H., Abt. Buchverlag, Frankfurt a. M.). Mit der fortschreitenden Entwicklung der deutschen Konjunktur haben die Erörterungen über deren Grundlagen und Ausichten außerordentlich an Umfang gewonnen. Das wird begreiflich, wenn man neben der allgemein wirtschaftlichen, besonders auch der sozialpolitischen Bedeutung der weiteren Wirtschaftsentwicklung das unmittelbar praktische Bedürfnis weiter Kreise nach Orientierung über den gegenwärtigen Stand der Konjunktur und nach Wertung der einzelnen Vorgänge bedenkt.

* „Neuzeitliche Sportanlagen“. Herausgeber Dr. Ing. Klevert. (Zementverlag G. m. b. H., Charlottenburg 2.) Während die bisher erschienenen Veröffentlichungen über die Anlage der für die verschiedenen Sportarten dienenden Plätze und Räume sich in der Hauptsache nur mit den grundlegenden Gesichtspunkten und den Ausmaßen befaßten, geht die vorliegende Broschüre auf die konstruktiven Einzelheiten und die hierfür in Frage kommenden Baustoffe näher ein. In den angeführten Beispielen handelt es sich in der Hauptsache um Sportanlagen der Nachkriegszeit. Auf die neueren Schöpfungen „Der Rürburg- ring“ und „Das Amsterdamer Stadion“ wird besonders eingegangen.

* „Sportmedizinisches Wörterbuch“ für Sportleute, Turner und Sportärzte. Von Dr. med. Alfred G. Boehmig, 1. Vorsitzender des Landesverbandes Sachsen im Sportärztebund. Mit Vorwort von Prof. Dr. Altrod. (Verlag August Reher, Berlin NW. 7.) Boehmig gibt tausendfach praktisch erprobtes Wissen; sein Name ist bekannt als Sieger in den letzten akademischen Meister-schaften. Sein Büchlein ist für jeden wichtig, vor allem für den praktischen Tätigen, aber auch für den Sportarzt, den Theoretiker. Angenehm berührt auch die Übersetzung aller sportmedizinischen Wortbildungen in das Deutsche.

* „Spritkeisbahnen“. Der „Deutsche Eislauf-Verband“, der schon eine ganze Reihe nützlicher Einzel-schriften zur Verbreitung des Eislaufs herausgegeben hat, hat unter dem Titel „Spritkeisbahnen“, verfaßt vom Platzwart des Verbandes, A. Katschmidt, eine Anleitung zur Anlage, Pflege und Verwaltung von Spritkeisbahnen erschießen lassen, die in sehr überzeugender Weise darlegt, mit wie einfachen und geringfügigen Mitteln weitesten Kreisen Gelegenheit zur Ausübung des schönen Eislaufs geboten werden kann. Die Schrift kann vom „Deutschen Eislauf-Verband“, Berlin W. 57, bezogen werden.

* „Der Eislauf für die Jugend“. Von Hedwig Th. Winger. Buchschmuck von Rudolf Winger. (Verlag des Deutschen Eislauf-Verbandes, Berlin W. 57.) Die bekannte Eisläuferin, die mit ihrem Gatten, Dr. Winger, dem Eisport durch ihre Darbietungen im Paarlaufen so große Dienste geleistet hat, gibt in dem Heftchen der Jugend Anleitung zur Pflege des Eislaufsports. Ohne Lehrhaft zu werden, zeigt sie dem Anfänger den Weg, der über die Anfangsgründe hinaus zu höheren Leistungen führt.

* „Eine Denkschrift über das Deutsche Hygiene-Museum“. Die wechselvollen Schicksale, die das Deutsche Hygiene-Museum seit der großen Internationalen Hygiene-Ausstellung 1911 in Dresden und seit seines genialen Schöpfers Dr. R. A. Lingners Tode im Jahre 1916 durchzumachen hatte, schildert der geschäftsführende Direktor Regierungsrat Dr. med. h. c. Seiring in anschaulicher Weise in einer eigenen Denkschrift, die durch den Verlag des Deutschen Hygiene-Museums, Dresden, Birtusstraße, zu beziehen ist.

* Fred Andreas: „Die Flucht ins Dunkle“. (Ullstein-Verlag, Berlin.) Der Theater-Roman von Fred Andreas spielt hinter den Kulissen. Ein großes Theater wird durch einen geheimnisvollen Eindringling beunruhigt. Dem Schauspieler-Personal gelingt es — auch mit Hilfe eines Detektivs — nicht, des Fremden habhaft zu werden. Das Rätsel um den Unbekannten findet schließlich eine überraschende Lösung.

* Josef Kastein: „Pilz Adam“. (Th. Knaur Nachf. Verlag, Berlin W. 50.) Ein mit Schwung und Präzision geschriebener Roman, dessen bewegte, fesselnde Handlung aus einer deutschen Großstadt bis nach Ceylon führt. Der Wettlauf nach einem vergrabenen Schatz wird zum modern und eigenartige ausgeführten Thema der ganzen Erzählung, die an Spannung und Fülle von Abenteuern ihresgleichen sucht.